



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 262.

Dienstag, 9. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Der Eulenhöfer kam behäbigen Schrittes den Weidenpfad herunter, und Adolf wischte sich verstohlen durch die nassen Augen.

„Jakob“, sagte der Vorübergehende, „morgen müssen wir an die Frucht, sie ist schon goldgelb.“

„Dann kann es ja noch acht Tage so trocken bleiben“, erwiderte Jakob, beglückt durch die Gunst des Eulenhöfers, aber auch etwas traurig, daß Adolf daran nicht teilnehmen durfte.

„Sag' vierzehn!“ erwiderte jener, „in acht kriegen wir's dies Jahr nit unters Dach.“

Er klopfte einer glanzfälligen, trächtigen Kuh, die ihm plump die Rocktasche beschnupperte, fast zärtlich die schlotternde Wamme und ging weiter, ohne Adolf ein Wort gegönnt zu haben.

„Nun siehst du's“, sagte der in heißer Qual, „ich bin gar nicht mehr da für ihn. Aber ich werd's bei Börner sagen, und dann werden sie ja schon von selber fortbleiben.“

„Adolf, mach' doch keine Dummheiten! Das gibt sich ja alles wieder.“ Jakob legte dem Kummervollen den Arm um die Schultern, und sie gingen noch lange plaudernd das Tal hinauf.

Kommerzienrats erfuhren von dem Leid ihres jungen Freundes zwar nichts, aber sie kamen am Sonntag darauf doch nicht zum Eulenhof, denn der ganze Plan dieser Sommerfahrt war ja nur ein Erzeugnis von Adolfs schwärmender Phantasie gewesen. Überdies hielt er seine zärtliche Neigung zu Lydia Börner auch so geheim, daß sie selber nicht die leiseste Ahnung davon hatte, vielmehr nichts anderes dachte, als Adolf käme nur ihres Bruders wegen so oft in ihr Haus; denn der schätzte den viel begabteren Klassenfreund schon deshalb sehr hoch, weil er von ihm stets große Vorteile für seine Schulaufgaben zog. Adolf dagegen fühlte sich dafür hinreichend belohnt, einerseits durch die Bornehmheit in dem kommerzienrätlichen Hause, die ihn über seine Verhältnisse daheim hoch hinaus hob, und andererseits durch die selige Einbildung, Lydia Börner, das zarte Mädchen mit dem hellblonden Kokoshaar, empfinde für ihn ebenso innig, wie er für sie.

Er dachte nicht daran, wie dieser wesensfremde Zug seines Charakters den Vater verstimmte und gegen ihn einnahm, während die gute Mutter ihre Hoffnungen darauf baute. Sie wollte ja, daß er aus dem häuerlichen Kreise hinausstrebte, weil sie glaubte, er sei ungleich mehr aus des Großvaters geistiger Art gewachsen. Daß diese Art zwar noch immerhin um ein beträchtliches von dem feingebildeten Lebensausdruck der uralten Großaufmannsfamilie in der Stadt verschieden war, entzog sich ihrer Erkenntnis ebenso wie der notwendig unheilvolle Einfluß dieser Zwitterstellung Adolfs auf seine eben beginnenden, zu allerlei Wunderlichkeiten drängenden Entwicklungsjahre.

In dem toten Steinbruch zwischen dem Flecken und dem Eulenhof hatte nun schon wochenlang die Dreischmähmaschine gebrummt, und noch immer stand da den Talweg hinauf eine lange Reihe hochbeladener Erntewagen

im firkenden Brand der Augustsonne. Die üppig betaubten Weinstöcke hatten voll von kleinen grünen Blütenrispen gehangen, die einen reichen Herbst verhießen; nun galt es für den Winger auf der Hut sein, daß die tückischen Feinde der Reben diese Hoffnung nicht wieder zerstörten.

Die „Germania“ des Kriegerdenkmals an der Mosel hatte man mit dicken Eichlaubgirlanden umwunden: der Tag von Sedan sollte diesmal besonders hoch gefeiert werden.

Vor der „Krone“ mit ihrem alten, kunstvoll geschnittenen Balkenmaßwerk in der geschweiften Giebelwand hatte der Kriegerverein Aufstellung genommen: lauter markige, antlitzgefurchte Bauerngestalten, heut in ihrem sonntäglichen schwarzen Schoprod, mit der rotspazillierten Mütze über der sonngebräunten Stirn. Noch standen sie in lässig geschlossenen Reihen, plauderten ernst oder mit ungewohntem Späß, und mancher von ihnen mochte sich wohl des einen oder anderen der gesunkenen Kameraden erinnern, deren Namen drüben auf dem Marmorsokel des Denkmals in Goldschrift glänzten.

Da kirkst das schmiedeeiserne Gartentor vom Baronsgarten, eine Bewegung geht durch die schwarze Schar der Krieger, ein gemurmelter Raunen, sie straffen sich auf und nehmen Richtung: der alte Baron mit dem Kronprinzenbart ist auf die Straße getreten, ein Obelmann, ein Held im Ehrenrod der Halberstädter Kürassiere, deren zweiter Schwadron er bei Mars la Tour zum blutigen Jagen vorangeritten war. Seinen linken Arm, gelähmt vom Hieb eines Franzosenpallaschs, trägt er auf den Rücken gebogen, die Schulter ein wenig gehoben, sonst aber jeder Zoll die Prachtgestalt eines adligen Reiterführers.

„Guten Morgen, meine Kameraden!“ grüßt herzlich seine metallene Altstimme, und dann nach einem freundlichen, aber ehrfürchtigen Bescheid der Krieger: „Rührt euch! Ich wollt euch nur ein paar Worte zum gemeinsamen Gedächtnis sagen. Von unseren toten Mitstreikern, unsfern gefallenen Kameraden wollt ich sprechen.“

So ganz prunklos, herzlich, wie man von geliebten Verstorbenen spricht, erzählte der Baron, auf einer Denkmalsstufe stehend, von den geliebten Dorfsöhnen, deren jeden er gekannt hatte, und wedte zum Schluß mit tiefgefühlten Worten in den Herzen der Veteranen einen Nachhall jenes Gemütssturmes, der damals durch das Land gebraust war. Da zuckte mancher Mund in den knittigen Pergamentgesichtern, manche Wimper neigte sich mit verschämten Tränen.

In den heißen Herzen der umherstehenden Dorfsungen aber blühten Heldenträume auf.

Auch Adolf Eichholz hatte den markigen Worten des Barons in Schauern der Begeisterung gelauscht. Seine beiden Begleiter, der langstielige Ferdinand Hiller, der als Obertertianer mit ihm die Realschule in der Stadt besuchte, und Heinrich Köster vom Pachtshof, der trotz seines Manchesteranzuges mit nur wenig Geschick den angehenden Landjunker herausstellte, überboten sich vor ihm in Kriegsbilderungen, so daß sein bebendes Staunen immer höher schwoll.

„Ja, mein liebes Kommilitöndchen, scherzte der ältere Studienfreund mit dem grauen gutmütigen Jünglingsgesicht, „du denkst schon wonders, was du für 'n Held bist, daß du dich an die Lydia Börner heranwagst. Bei Mars la Tour aber sind sie dem Teufel in den Rachen geritten.“

„Na, der Spicherer Berg war auch kein Maulwurfs- haufen“, sagte der berbe, rotschopfige Heinrich Köster, die Soldatenehre seines Vaters verteidigend.

Und jetzt erst wagte Adolf ein Wort der Gegenseite, nachdem er bis dahin beklommenen Atems zugehört hat.

„Was muß es deinem Vater leid tun, daß er heut nicht dabei sein kann“, sagte er zu Heinrich Köster, dessen hart gerötete Gesichtshaut von Eifer glänzte.

„Ja, der kommt nit aus 'm Sessel raus“, antwortete er, „sonst wär er gewiß mit dabei.“

„Aber, Kommilitöndchen, auch deiner ist doch Krisger und macht nicht mit.“

„Der hat zu so was keine Art“, lenkte Adolf ab.

„Ja, Kleiner, die Eichholzen sollen Dickköpfe sein, sagt man im Fleden.“

Da zog Heinrich Köster die Brauen hoch, und sein Gesicht glühte noch mehr, als er sagte: „s ist auch möglich, daß er sonst was dabei hat.“

„Er geht doch überhaupt nicht gern unter die Leut.“ erklärte Adolf.

Aber der andere blieb bei seinem heimlichen Besserwissen und fragte bedeutungsvoll:

„Läßt er darum vielleicht auch den Jakob nit herunterkommen, wenn so was los ist? Ist der ihm zu schab?“

„Sie sind zusammen an den Haser gegangen“, entgegnete Adolf verlegen.

Heinrich jedoch lächelte verschmüht und sagte dann ernst werdend:

„Meintswegen, mir soll's recht sein. Aber zwei Spichernkrieger im Fleden und keiner beim Sedanfest, ist nit in der Ordnung.“

Adolf fühlte in diesen Worten deutlich eine Spitze gegen seinen Vater und wurde ganz schweigsam.

Sie gingen zu dritt die Fährstraße hinauf, die zum Oberfleden führte, und Heinrich Köster lud die beiden Realschüler ein, mit zum Pachthof zu kommen, denn dort seien die Haserbirnen reif, und „Studenten“ hätten in den Ferien ja noch mal so viel Hunger wie sonst. Der Oberterrianer jedoch erklärte, seine Mutter warte daheim auf ihn, weil er die Geschäftsbücher in Ordnung bringen müsse. Seit seines Vaters Tod opfere er dieser Arbeit immer die Samstagnachmittage, und gerade jetzt im Sommer würden bei ihnen so viel landwirtschaftliche Maschinen und Gerätschaften gekauft, daß die Mutter allein gar nicht fertig werden könne.

Adolf aber wollte um jeden Preis noch mit zum Pachthof gehen. Nicht wegen der kleinen süßen Haserbirnen, sondern weil ihm Heinrichs Anzughelien Gedanken machten. Er dachte zwar nicht an die Möglichkeit, daß diesen Andeutungen irgendwelche Tatsachen zugrunde lägen; er fühlte darin nur das Vorhandensein einer Stimmung gegen seinen Vater, die für ihn noch nicht einmal etwas Peinliches oder gar Kränkendes hatte. Im Gegenteil, es war ihm, als wenn er da plötzlich einen Gleichgesinnten gegen seinen Vater gefunden habe, einen, der die schmerzliche Nichtbeachtung mitempfinde, die wie ein eifriger Atem in sein Sohnesherz eingedrungen war. Eine instinktive Feindschaft war in ihm, die er sich selber zwar nie eingestanden hätte, die ihm vielmehr, erst ganz bewußt geworden, vermessen und frevelisch vorgekommen wäre.

Der von tiefen Wagen Spuren durchfurchte Weg zum Pachthof ging oberhalb des Fledens links ab, während man geradeaus zum Eulenhof gelangte. An der Wegscheide blieb das manchesterbesoppte Landjunkerlein mit gespreizten Beinen stehen und sagte:

„Na, du hast scheint's doch keine rechten Klauen, heimzugehen. Die Birnen stecken dir sicher in der Nas. Willst es nur nit zugeben.“

„Wegen der Birnen weniger“, antwortete Adolf bedrückt. „Aber was soll ich daheim? Der Jakob ist ja nit im Feld.“

„Na, könntst doch am End wenigstens den Dohs am Wagen festhalten.“

„Ich laß mich nicht noch mal fortjucken.“

„Fortgeschickt haben sie dich?“ fragte Heinrich lächelnd.

„Gestern wollt ich die Hasergarben reifen helfen, da hat mein Vater geuzt, ich sollt's lieber lassen, sonst kriegt ich rauhe Finger.“

„Ja, Adolf, ehrlich gesagt, du hättest auch das Schulgehen in die Stadt nit anfangen sollen. Er kann das nun einmal nit leiden. 'n bißchen Französisch hier auf der Rektoralschul wär auch genug gewesen. Ich werd' damit mal Pächter, und mehr braucht auch einer auf'm Eulenhof nit zu können. Das hat dein Vater oft genug zu meinem gesagt.“

„Ich mag aber nicht auf'm Eulenhof bleiben.“

„Dann bleibt der Jakob drauf.“

„Der Jakob? — So lang er bleibt, ja. Aber einem Knecht gefällt's auch nicht ewig auf demselben Platz. Es braucht bloß mal was vorzukommen.“

„Ich sag dir, Adolfschen, wenn du nit Bauer auf'm Eulenhof werden willst, dann wird es der Jakob. Ich weiß es.“

„Warum meinst du das?“

„Wart nur, bis du's selber glaubst. Mein' Sach ist es nit, dir die Augen aufzutun.“

„Gewiß, mein Vater ist ja veressen auf den Jakob“, sagte Adolf, um mehr zu erfahren.

„Das dankt der Tausend, wenn man — — Aber . .“

„Was, wenn man?“

„Wart' nur, bis du 'n Zahrer zwei älter bist, dann kannst du mich ja noch mal fragen.“

„Wenn du mir was sagen willst, dann laß mich doch nicht warten wie ein Narr.“

„Doch, es ist besser. Bist jetzt für so Sachen noch nit trocken genug hinter den Ohren.“ (Fortsetzung folgt.)

Die geheimen Kräfte der Natur.

Eine heitere Skizze von Wilhelm Herbert.

Ich war der letzte Sommergast — vielmehr schon Herbstgast. Die kinderreichen Familien, die interessanten Witwen, die hier getrauert und nach einem zweiten Manne ausgelugt hatten, die Hochtouristen, die von hier in die Alpen binanstiegen, die Sonderlinge und die Lebensfrohen — all die Zahlreichen, die den beliebten Gebirgsort zum Sommeraufenthalt ausersehen, waren zwischen ihre heimischen vier Wände zurückgekehrt.

Das Dörflein entsann sich seiner selbst wieder; es kam nach dem Freudentaumel zu sich. Die Anpreisungen von bequemen Sommerwohnungen, zu jeder Tageszeit warmer Kuhmilch, Selbstgeräuchertem und feinstem Schleuderhonig verschwanden allmählich von Fenstern und Wänden — der stotternde Bettler, der außen am Dorfeingang die Leute angehalten hatte, aenas von seinem Ohrenleiden und kehrte zu der arbeitsamen Rolle des Regellungen zurück — der Wirt, der Sommer über seine Bauern mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt und erst gegen Reglerungsrate höflich zu werden schien, tat jetzt wieder dem Hiesl, Sepp und Jackl Bescheid, frug den nach seinen jungen Ohnen und jenen nach seiner frischen Senndirne, und auch die Frau Wirtin zog ihr Seidenes aus, nahm den vornehm lächelnden Zug von den Mundwinkeln und schimpfte und wetterte wie ein Oberknecht in Küche und Stall.

Ich war schon monatelang im Orte. Die Leute zählten mich schon zu den Ihren und hatten keine Scheu und wenig Geheimnisse vor mir.

Ich kannte jedes Kind.

Und doch — seit einigen Tagen sah ich etliche Gesichter im Dorke, die ich vorher nie wahrgenommen hatte.

Zuerst einen Burschen in den Dreißigern — mit dumm-schlaumem Gesichte. Der stand am Sonntag, als ich aus verstedter Wirtsstube das Treiben der Leute belauschte, mitten im Gastgarten auf einem Tisch — eine Menge Menschen jeden Alters um ihn her, die sich köstlich bei seinen Faren unterhielten. Es waren tolle Dinge, die er trieb. Dabei verfügte er über ein unglaubliches Talent der Stimmverstellung. Jetzt spikete er die Rippen und krächte in der höchsten Fisel: „Artur! Artur!“

Nach einer halben Minute gab er diesen Ruf — nur etwas gedämpft und verschwommen zurück: „Artur! Artur!“ „Artur, liebst du mich?“ krächte er dann wieder unter dem dröhnenden Gelächter der Bauern.

Kein Zweifel mehr, es war die täuschend nachgeahmte, dünne Stimme der Baroness Laura, die hier mit ihrer Familie und mit ihrem Bräutigam sich aufgehalten und durch ihre schwärmerischen Gefühlsausbrüche für den letzteren manchen erheitert hatte.

„Artur, liebst du mich?“ krächte der Bursche eben wieder zurück. „Jetzt kommt der Münchener Privatier“, sagte er dann.

„Bierfahl! Bierfahl!“ tönte es im tiefsten Basse, der aus einem Keller heraufzukommen schien. „Bierfahl! Bierfahl!“ gab er dann den gleichen Ruf wieder.

„Sör' mal, Toni“, fragte die hübsche Kellnerin, die inzwischen bei mir eingetreten war, um mein geleertes Glas zu füllen. „wer ist denn der fidele Tropf da?“

„Wissen S“, wisperte sie geheimthuend, „der is unser schön's Echo droben an der Geisterwand — wo die Fremden alleweil so gern 'neinrufen. Da host er den Sommer über auf einem Baum und wenn einer ruft, gibt er's s'rück. Los hat er's schon wie a Komödispieler — der Loder. Jetzt verspöttelt er's halt a wen'g — die Fremden.“

„Arabella! Arabella!“ schnarrte der draussen gerade wieder, daß man meinte, man sehe den schneidigen, in das reiche Kommerzienratskinderlein verschoffenen Leutnant v. Knatterbach lebendig vor sich stehen.

Diese Entdeckung, die ich da gemacht hatte, gab mir ein paar Wochen hindurch Anlaß zu hochinteressanten Studien.

Ich nahm gelegentlich den Wirt ein wenig auf die Seite und fühlte ihm vorsichtig auf den Zahn, ob vielleicht noch mehr solche Tausendfüßler da wären. Er rückte sein Köppchen aufs andere Ohr, blinzelte mich von der Seite an und meinte: „Da können S' schon noch etliches inne werden. Wissen S', man muß dem Geschmack der Fremden etwas entgegenkommen — jetzt, wo die Sommerzeit um ist, hat's das nimmer nötig — d'rum lassen sich die verschiedenen Leuteln, die dazu bestimmt sind, allmählich wieder im Dorfe seh'n — das sind unsere geheimen Kräfte der Natur.“

Die nächste Naturkraft, die ich kennen lernte, war der „Irrwisch“.

Ein pudiges, altes Kerlchen voll Humor, Schalkheit und Laune. Er pflegte abends im „Schloßsump“ draussen am Fuße der Burgmauer zu sitzen. Alte Weiber verdrängten mit Eifer allerhand Schauer märchen von den Schreckenstaten, die die Burgherren seinerzeit vollbracht hatten, und wenn nun so die heimkehrenden Damen in etwas gruseltiger Stimmung waren, traf es sich gut, wenn plötzlich mitten im Sumpfe der Alte mit seiner mächtigen Stimmstimmpe als Irrwisch auftauchte, hin- und hergaufelte und plötzlich verschwand. Ein ganzer Märchenschatz von erlösten und unerlösten Geistern wurde wach — die Herren verloren sich dafür in interessante Erzählungen über derlei Erscheinungen — kurzum, der Irrwisch erhöhte den Reiz der Gegend.

Auch ein ganz junger, zu Wintersonnen als Ganshirte geschätzter Bursche tauchte auf — der „Gudezer“ genannt. „Was ist denn das?“ fragte ich ihn. „Barum heißt du denn so?“

„Woacht' denn nit“, antwortete er und sah mich treuherzig an, „der Gudezer — dös is der Vogel, der im Wald draussen alleweil Ruckuck schreit, wenn d' Leut' außi kommen.“

„Ah, da bist wohl du der Vogel?“
„Ja, freilich“, lachte er, „im Buchenwald woacht'! Da derst dich gleich oft heißer schreien — sonst schimpfa die Fremden: „Seut' hört man wieder gar keinen Ruckuck!“ Woacht', wann so a Liebespaar kommt und fragt: „Wie lang haben wir uns noch lieb?“ — nachher muacht' glei a halbe Stund' ununterbrochen schreien — sonst is alles aus. Wann aber einer ruft: „Wann stirbt meine Erbante?“ und du schreist nur einmal, nachher is der Kerl ganz auseinander vor Freud.“

Ich tat noch einen tiefen Blick in die unschuldsblauen Augen des Jungen — dann wandte ich mich schauernd ab. So viel List in einer Kindesseele.

Eines Abends hatte ich einen seltsamen Anblick. Ich kehrte von meinem Spaziergang ins Dorf zurück. Auf einmal gewahrte ich auf einer Wiese ein sonderbares Tier. Es war kein Geißbock und doch auch kein Wild — ich trat eben näher, um das Naturwunder genau zu besichtigen, als ein Mann aus einer benachbarten Hütte sprang und das Tier rasch in den angebauten Stall scheuchte.

Als ich meine Beobachtung dem Wirt erzählte, lachte er laut: „Dös glaub' i, daß Ihnen der Gamstoni seine Gams net sehen laßt!“ — „Eine Gemse! Eine wahrhaftige Gemse?“

Er schüttelte den Kopf. „Sie wissen doch“, sagte er, „daß wir oben auf der Veranda ein Perspektiv — ein Fernrohr aufgestellt haben. Damit kann man in die Steinwand hinaufschauen und wenn man Glück hat, sieht man oft eine oder mehrere Gams droben. Aber allemal, wenn grad ein Fremder eine Gams sehen möcht', kann man keine herpfleiten, und wenn er keine sieht, schimpft er und ist unzufrieden. Da hat denn der Gamstoni, um dem abzuhelfen, einen sehr a'scheiten Geißbock ein wenig dressiert und mit

der Scher' und mit dem Anstreich'n ein bißel nachgeholfen, daß das Tierl von weitem einem Gamsbock täuschend ähnlich sieht. Die zwei hausen im Sommer da oben auf der Wand in einem Hüttl. Da liegt dann der Toni auf der Lauer und wenn er jemanden auf der Veranda bemerkt, pfeift er dem Bock. Der springt nachher auf den Felsvorsprung 'raus und macht die Gams. Die Fremden sind ganz nährisch vor Freud'. Da müssen Sie hingehen“, heisst's, „prächtige Zemse jesehen“, und der Toni hat dafür a bißl was von uns. O, i sag' Ihnen, dem sei' Bock hat a Eimbildung wie a Hofschauspieler — der schaut keinen g'wöhnlichen Geißbock mehr an.“

Ich schüttelte den Kopf — er suchte vergnügt die Achseln — dann lachten wir beide.

Andern Tags rief mich ein Eilbrief beim, sonst hätte ich wohl noch mehr geheime Naturkräfte entdeckt.

Der Wirt begleitete mich zur Bahn. „Schauen S“, sagte er unterwegs, auf einen mächtigen, wildgebauten Mann deutend, „dös is auch einer von unseren Heimlichen — ein ganz Parfümierter.“

Ich begriff, daß er „Raffinierter“ sagen wollte, und fragte: „Was macht denn der?“

„Der?“ sagte er halbblau, „der mach't Alpenalpen auf der Schneidwand — verstehen S', „bengal'sch“.“

Ich lachte laut hinaus. „Na“, meinte ich beim Abschied, „nächstes Jahr werdet Ihr wohl wieder einiges Neues auf dem Gebiete haben?“

Er suchte vielversprechend die Achseln. „Mein Gott“, sagte er, „was tut man nicht alles, um die Konturrens auszuhalten.“

Hygiene und Heilkunde

Mandelentzündungen. Zur Herbstzeit häufen sich die Mandelentzündungen (Angina), deren Ursprung verschiedener Natur ist, je nachdem wird eine ansteigende und nicht übertragene Angina unterschieden. Als Typ der letzten Form, die also nicht auf einer Übertragung beruht, gilt die Ertälungsangina. Hier spielt die durch den Ertälungsreiz hervorgerufene Veränderung der Gaumenmandeln die entscheidende Rolle. Sie ermöglicht den auf den Mandeln stets vorhandenen, nicht ausgesprochen giftigen Bakterien aktiv zu werden und zu wuchern, so daß sie eine Entzündung hervorrufen können. Anders liegen die Dinge bei der durch Ansteckung erworbenen Angina. Hier dringen — wie z. B. bei der Grippeangina — die Krankheitserreger vielfach durch die Nase, Kehlkopf, Mundhöhle ein; beim Scharlach können sie, z. B. im Anschluß an eine Infektion an einer Scharlachleiche, durch die verletzte Haut in den Körper gelangen und wandern auf dem Blutwege zu den Mandeln, um sich an dieser ihrer „Lieblingsstelle“ anzusiedeln und eine schwere Entzündung auszulösen. Beide Formen können übrigens auch ineinander übergehen; die mit dem Blut zu den Gaumenmandeln gelangten Keime stimmen das Organ um, so daß sich eine Selbstinfektion mit den Keimen auf den Mandeln vorhandenen Erregern entwickeln kann. Bei der Ertälungsangina besteht die Vorbeugung in Zuführung von Hitze; heiße Bannbäder, heiße Wärmflaschen, heiße Getränke mit und ohne Alkohol, fieberbekämpfende Mittel, wie Aspirin, Pyramidon, Arcanol und dgl. können recht nützlich sein, um die im Anschluß an die Ertälung drohende Umstimmung der Mandeln zu verhüten und die Angina im Keim zu ersticken. Von den sogenannten bakterien-tötenden Pastillen ist kaum eine wirksame Vorbeugung zu erwarten, weder gegen die Selbstinfektionsangina noch gegen die übertragbare Mandelentzündung. Auf keinen Fall sollten die Gesunden im Vertrauen hierauf die erforderliche Vorsicht anginastranken Personen gegenüber außer acht lassen. — Wenn die Mandelentzündung zum Ausbruch gelangt ist, kommen teilweise die gleichen Maßnahmen in Frage wie bei der Vorbeugung. Der Wert der verschiedenen zum Gurgeln empfohlenen Mittel ist noch unstritten. Zur Vinderung der Schluckbeschwerden läßt man Eisstückchen im Mund zergehen und schluckt Speiseeis in kleinsten Portionen hinunter. Während die einen den warmen, feuchten Salzwasserschlag als wohltuend empfinden, bevorzugen andere kühle Umschläge, ja sogar eine Eisstrawatte. In vielen Fällen wird der Krankheitsprozeß durch Moririn, Antipyrin, Pyramidon und dergl. günstig beeinflusst, zumal wenn damit Schwitzprozeduren verbunden werden. Allerdings ist zu bedenken, daß diese Medikamente bei empfindlichen Personen unter Umständen recht unangenehme Begleiterscheinungen auslösen können und daher nur auf ärztliches Anraten eingenommen werden sollen. — Im übrigen können sich, obwohl die Angina im allgemeinen harmlos zu verlaufen pflegt, in Ausnahmefällen schwere Nachkrankheiten, wie Gelenkrheumatismus, Blutvergiftung, Nierenentzündung usw. an eine Mandelentzündung anschließen.

Dr. M.

Die Welt der Frau

Mehr Höflichkeit auch in der Familie!

„Höflichkeit ist wie ein Luftkissen. Innen ist es leer, aber es mindert die harten Stöße des Lebens erheblich.“

Man sagt uns Deutschen nach, daß wir die Tugend der Höflichkeit in keinem sonderlich hohen Maße in uns verkörpert. Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel, aber so für den großen Durchschnitt werden wird, wenn wir gerecht sein wollen, nicht umhin können, dies zuzugeben. Wer hat nicht auch schon am eigenen Leibe diesen Mangel an Höflichkeit und liebenswürdigen Umgangsformen unangenehm zu spüren bekommen, wenn er beispielsweise im Verkehr mit Behörden es erleben mußte, daß er bei jeder geringsten Unstimmigkeit gleich seinen „Anschmager“ weg hatte; oder wer hat sich nicht schon einmal beim Fahren in der Elektrischen darüber ärgern müssen, daß ältere Damen stehen mußten, ohne daß es einem der mitfahrenden Herren oder Jugendlichen eingefallen wäre, ihr keinen Platz anzubieten? Es ist schon so, das kann man auch in sonstigen Situationen, in dem ganzen Ton unseres Verkehrs mit unseren Mitmenschen beobachten, daß uns eine gewisse äußere Glattheit und Abgeschliffenheit des Benehmens fehlt, wie sie etwa den Franzosen, den Polen oder auch unseren Österreichischen Stammesbrüdern selbstverständlich eigen ist.

Es gibt welche, die meinen, dies sei auch kein Schaden. Daß sie sich im Grunde wohler fühlen bei der deutschen Verbtheit und Geradheit als bei der Höflichkeit der anderen Völker; denn diese sei doch nichts als Maske, bei den Deutschen aber weiß man doch wenigstens, woran man ist. Man wird zwar nicht mit zarten Matrefingern angefaßt, aber man weiß doch, daß das, was man zu hören bekommt, wirklich so gemeint ist, während man die übertriebene Höflichkeit als leere Phrase empfinden muß und ganz genau weiß, daß derjenige, der einem ins Gesicht so überaus liebenswürdige Worte sagt, im Grunde ganz anders und vielleicht gar nicht schmeichehaft von einem denkt.

Gewiß, überschätzt darf die Höflichkeit nicht werden und muß als das erkannt werden, was sie ist, nämlich nur eine äußere Form, ohne tiefen Inhalt. Es ist ein hübscher Vergleich, den ein Weiser einmal gebraucht hat, wenn er sagte, die Höflichkeit gleiche einem Luftkissen, innen sei sie nämlich leer. Aber sie gleiche ihm auch in anderer Weise — und nun kommt das Positive — sie mindert alle harten Stöße des Lebens erheblich. . . . Und um dieser Stöße mildernenden Eigenschaft willen lohnt es sich schon, die Höflichkeit zu üben, lohnt es sich, die Kinder zu ihr zu erziehen.

Immer und überall, auch in der Familie. Zuerst mag das freilich als eine widersinnige Forderung erscheinen. Höflichkeit und Familie? Widersprechen sich diese beiden Begriffe nicht? Höflichkeit ist äußere Form, eine gesellschaftliche Norm und als solche erstarrt und kein lebendiges Leben mehr; Höflichkeit ist auf Abstand eingestellt. Also alles Dinge, die in einer Familie keinen Raum haben sollten, denn in der Familie, dieser engsten aller sozialen Beziehungen der Menschen untereinander soll nicht Form, sondern Natürlichkeit herrschen; wenigstens hier sollte man doch keine Maske aufsetzen müssen und dürfen, sondern sich geben, wie man ist. Man sollte nicht Abstand wahren, sondern eine möglichst intime Beziehung von Mensch zu Mensch herzustellen suchen.

Dies ist alles ganz gewiß wahr. Ebenso war aber, daß man diese Intimität der Beziehungen nicht als einen Vorwand nehmen sollte, um sich seinen Familienangehörigen gegenüber geben lassen zu dürfen. Man kann es leider nur zu oft beobachten, daß manche Menschen ihr Zubauke als eine Stütze ansehen, in der gleichsam keine Rücksicht nehmen zu müssen glauben, in der sie ihren Launen freien Lauf lassen können. Es ist gewiß nicht zuviel gesagt, daß es diese Unbedachtlichkeit, dieses sich Gebenlassen ist, an dem so manche Ehe allmählich zerbricht. Es gibt zuviele raube Reibflächen und an ihnen muß sich das zarte, empfindliche Wesen Liebe unheilbare Wunden reißen. Man muß, beim Umgang mit ihr, wenn man keine zarten Hände besitzt, schon lieber Handschuhe anziehen, die Handschuhe der höflichen Umgangsformen. Warum soll man denn auch schließlich die selbstverständliche Rücksicht, die man jedem beliebigen Menschen anspriecht, indem man die verdrückliche und ärgerliche Stimmung, in der man

sich vielleicht gerade befindet, hinter den Formen, die die Höflichkeit vorschreibt, verbirgt und ihm artig und liebenswürdig begegnet, nicht auch den Menschen zubilligen, die einem am nächsten stehen? Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ist schon eine schöne Sache, aber man darf sie doch auch nicht so auslegen, daß man deswegen auch jede unangenehme und gereizte Stimmung seinen Angehörigen zeigt und sie darunter leiden läßt. — Alle die kleinen Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten, die die Höflichkeit den Menschen im geselligen Verkehr vorschreibt, sie soll man auch im engsten Familienkreise nicht vernachlässigen. Sie haben gewiß mit dem tiefsten Wesen der Liebe nicht viel zu tun, aber sie sind doch anmutige, kleine Blumen, die das Leben und den Alltag weicher und lieblicher machen.

Aber nicht nur die Ehegatten sollten im gegenseitigen Verkehr stets die höflichen Umgangsformen wahren, auch die Eltern den Kindern gegenüber sollten sich ihrer befleißigen (selbstverständlich ein entsprechendes Verhalten auch von ihnen verlangen); denn es ist nun schon so, daß man durch Moralreden, und mögen sie noch so lang und noch so schön sein, nicht viel erreichen kann, wenn nicht das gute Beispiel dazu kommt, und wenn man die Kinder zur Höflichkeit erziehen will, so kann man dies bestimmt am besten, wenn man eine Höflichkeitsatmosphäre um sie herum schafft. Wenn die Kinder von früh auf daran gewöhnt worden sind, daß man um sie herum und ihnen gegenüber sich nicht gehen ließ, sondern den höflichen, liebenswürdigen Ton wahrte, dann wird dies ihnen bald zur Selbstverständlichkeit geworden sein, sie werden gar nicht anders können, als in demselben Ton mit den anderen Menschen verkehren. Dies ist aber eine wertvolle Mitgabe fürs Leben, wenn auch freilich, um dies noch einmal zu betonen, nicht die Hauptsache, und dies soll man auch andererseits stets den Kindern gegenüber betonen, daß man die Höflichkeitsformen nicht überschätzen darf und wissen, nur daß der wahre Wert des Menschen hinter der äußeren Hülle sich verbirgt, und daß es für sein Vorhandensein gleichgültig ist, ob diese Hülle glänzend und liebenswürdig oder raub und unfreundlich ist.

Lydia Borngat.

Wie man es nicht machen soll.

Boshafte Männer behaupten, daß die übergroße Reinlichkeit und Putzucht mancher Hausfrauen dem Eigentum mehr schade als die Abnutzung durch Jahrzehnte. Vielleicht mag das ein wenig übertrieben sein; aber ein Körnchen Wahrheit ist schon dran. — Viele Hausfrauen lassen eben ihrer Scheuerlust allzusehr die Zügel schiefen; sie machen vieles so gründlich, daß das Material sich dagegen sträuben muß. Da werden polierte Möbel mit nassen Lappen abgewischt oder gar mit reichlich Petroleum behandelt, obwohl sie diese Prozedur niemals vertragen. Sie erfreuen vielleicht einen Augenblick durch erhöhten Glanz, aber die Herrlichkeit ist von kurzer Dauer. Stark mißhandelt werden häufig Metallgegenstände, wie Bronze- oder Messinglüster, Beschläge, Türklinen usw. Diese Sachen sind mit einer feinen Lackschicht bedeckt und werden verdorben, wenn eine unkluge Hand mit Putzsalben und Tinkturen ihnen zu Leibe rückt. Schändlich mißhandelt werden vielfach auch Teppiche. Sie blühen so sehr an Haltbarkeit und Aussehen ein, wenn man sie naß behandelt und Seifen- oder Essigwasser zur Aufhellung der Farben verwendet. Wohl treten die Farben für ein paar Tage leuchtender hervor, dann aber färbt sich in die Wolle, die ihre Steifheit verlor, der Staub und Schmutz erst recht fest, und es bedarf immer wieder der nassen Behandlung, um sie instand zu halten. Wie oft trifft man, selbst in neuen Häusern, verschleierte Türen und Fensterrahmen, die so schwer sauber zu halten sind. Durch die allzu gründliche Reinigung mit Bürste und Seife ist die deckende Lackschicht über der Farbe weggeschleuert und durch heiße Seibalaugen beschädigt. In allem heißt es Maß und Ziel halten; man kann auch leicht des Guten zu viel tun; man braucht deshalb nichts vernachlässigen und unmaßer zu sein. Aber zuviel Scheuerfeste schaden dem Eigentum und absorbieren die Kräfte der Arbeitenden.

L. v. G.